



Alles beginnt, sogar das Ende, als Lajos von Lázár,
das blonde Kind mit den wasserblauen Augen,
zur Welt kommt. Seinem Vater, dem Baron, wird der Sohn
nie geheuer sein, als ob er dessen Geheimnis ahnte.

Mit Lajos' Geburt im Waldschloss bricht auch
das 20. Jahrhundert an, das das alte Leben der Barone
Lázár im südlichen Ungarn für immer verändern wird.

Der Untergang des Habsburgerreichs berührt erst
nur ihre Traditionen, aber alle spüren das Beben der Zeit,
die schöne Mária ebenso wie der geisterhafte
Onkel Imre. Als Lajos in den zwanziger Jahren sein Erbe
antritt, scheint der alte Glanz noch einmal aufzublühen.

Doch die Kinder Eva und Pista – der das Dunkle
so liebt – müssen erleben, wie totalitäre Zeiten ihre
wuchtigen Schatten werfen, und lernen,
gegen sie zu bestehen.

Nelio Biedermann, geboren 2003,
ist am Zürichsee aufgewachsen.

Seine Familie stammt väterlicherseits
aus ungarischem Adel, seine Großeltern flohen
in den 1950er-Jahren in die Schweiz.

Biedermann studiert Germanistik
und Filmwissenschaft an der Universität Zürich.

Sein Roman *Lázár* erscheint in mehr
als zwanzig Ländern.

Lätzchen

**NELIO
BIEDERMANN**

ROMAN BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Rowohlt Verlags, Hamburg
Copyright © 2025 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Copyright © 2025 by Nelio Biedermann
Zitat auf S. 143 aus Carl Zuckmayer, «Als wär's ein Stück von mir»,
© S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1966

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen)
in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz
(KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren.
Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2026

Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle (Saale)
Satz: aus der Hoefler bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Einbandmaterial: Surbalin moiré, peyer cover gmbh, Leonberg
Vorsatzpapier: Surbalin glatt, peyer cover gmbh, Leonberg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7712-4

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland.
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

Für meine Familie

Ein blonder Dichter wird vielleicht verrückt.

ALFRED LICHTENSTEIN

Das Glaskind

Am Rand des dunklen Waldes lag noch der Schnee des verendeten Jahrhunderts, als Lajos von Lázár, das durchsichtige Kind mit den wasserblauen Augen, zum ersten Mal den Mann erblickt, den es bis über seinen Tod hinaus für seinen Vater halten wird.

Es war der Tag der drei Könige – der Wald schluckte das letzte trübblaue Licht. Das Zimmer, in dem der Junge geboren wurde, lag im Westflügel des Waldschlosses, gleich neben dem blaugestrichenen, das nie jemand betrat.

Während die Hebamme in seinem Rücken das Kind wusch, stand Sándor von Lázár am Fenster und suchte das Unterholz ab. Es war ihm, als hätte er etwas im Dickicht verschwinden sehen.

Er stand dort, spürte die Kälte des Glases und tastete mit seinem Blick den Waldrand entlang, ließ ihn über die Rinde der Stämme gleiten und von Baum zu Baum huschen, als sich plötzlich ein Riss in ihm auftat. Sofort fühlte er die altbekannte Angst, die vertraute Panik in seinen Körper strömen und alles überschwemmen – da blinzelte er, und der Riss schloss sich wieder. Erleichtert atmete er auf. Er war nicht wie sein Bruder, nicht wie seine Mutter, nur etwas unruhig war er, was niemanden verwundern durfte, schließlich hatte seine Frau gerade ein Kind geboren, unter dessen transparenter Haut man die kleinen Organe sehen konnte.

Das Abendessen nahm der Baron nur in Gesellschaft seiner sechsjährigen Tochter ein, die sich ganz und gar nicht über die Geburt ihres Bruders freute. Als Ida, das deutsche Kindermädchen, Ilona ins Zimmer geführt hatte, hatte diese das schrumpelige, bläulichblasse und völlig verquollene Geschöpf mit ernstem Ausdruck angesehen, die braunen Augen zusammengekniffen und trocken gesagt: «Es ist sehr hässlich.»

Dann war sie zu ihrem Vater geeilt, der ihr bleiches Gesicht nicht hatte deuten können und das Fenster deshalb geschlossen ließ, und hatte ihm auf die glänzenden Lederschuhe und die braunkarierte Hose gekotzt.

Nun – der Baron hatte sich umgezogen – saßen sie zu zweit am Esstisch, der lang genug war, um zwanzig Gästen ein Spanferkel, eine Gans, einen Fasan und drei Hasen zu servieren. Sie schwiegen, denn sie waren es gewohnt, dass Mária Konversation machte, die in weiche Seidenkissen gebettet im Westflügel lag und, das Kind an ihre Brust gedrückt, auf seine kleinen Atemzüge, Imres beständiges Räuspern im Zimmer nebenan und die Geräusche des Schlosses lauschte und sich fühlte, als würde sie in den Kissen versinken, als wären die Taschen ihrer dunkelblauen Strickjacke mit schweren Steinen gefüllt, deren Gewicht sie hinabzog, sie immer tiefer in den Decken, der Matratze und den Gänsefedern verschwinden ließ. Es war kein schlimmes Gefühl, kein rasendes Fallen oder panisches Ertrinken, wie sie es aus ihren Träumen kannte, es war ein einfaches Eintauchen, ein stilles Aus-dem-Leben-Schwinden; es war alles, was sie wollte.

Ihr Vater war noch immer wütend auf sie, das konnte Ilona an den energischen Bewegungen sehen, mit denen er sein rotes Fleisch schnitt. Sie wusste, dass er ihren Blick auf sich spürte – er spürte jeden Blick sofort –, aber sie konnte ihn nicht lösen von seinem dichten, buschigen Schnurrbart, der über seinem kauenden Mund auf und ab tanzte.

Sah ihr Vater auf, schaute sie schnell auf ihren riesigen Teller. Sie verstand nicht, wie man auf einen so wunderschönen Teller aus kostbarem Herend-Porzellan, den filigrane Schmetterlinge, Libellen, Vögel und Haselzweige schmückten, ein so grobes Stück Fleisch legen konnte. Zum Glück brannte der Kronleuchter nicht, die Gaslampen an der tapezierten Wand zeigten schon mehr als genug. Der Trick war, die Augen an den oberen goldverzierten Tellerrand zu heften, sodass es aussah, als würde man auf das Essen schauen, während man eigentlich nur im unteren Augenwinkel erkennen konnte, was man gerade zerschnitt.

Sie hörte ihren Vater kauen und wusste, ohne aufzusehen, wie er währenddessen den Blick durch den Saal schweifen ließ. Er war unglaublich stolz auf all diesen Besitz, dabei begriff sogar die kleine Ilona, dass er nichts damit zu tun hatte und sie ihren Reichtum allein jenen Menschen verdankten, die ihr von all den Gemälden entgegenblickten und trotz der zahlreichen Witze, die sie ihnen erzählte, nicht einmal die Andeutung eines Lächelns schenkten.

Nach dem Essen begab sich Sándor in das angrenzende Rauchzimmer, steckte sich eine Zigarre an und ging eine Weile schweigend auf und ab. Bisher hatte er jegliche Gedanken an das neugeborene Kind verdrängt, doch nun, da er allein war, konnte er sich nicht länger gegen sie wehren.

Er rauchte und legte die Stirn in tiefe Falten, dachte nach, ohne sagen zu können, worüber.

Herrn Török, den Landarzt, hatte das Kind nicht weniger verwundert – «So etwas, muss ich sagen, habe ich in meinen vielen Jahren als Arzt noch nie gesehen, Hochwohlgeborener Baron. Aber das Kind scheint gesund zu sein, die Organe funktionieren, und die Haut ist zwar außerordentlich dünn, aber sie hält. Nur das Sonnenlicht könnte ihm gefährlich werden.»

Das Kind war also gesund, was die Sache nicht einfacher machte. Einfach wäre eine Totgeburt gewesen.

Bei dem Gedanken an die nächsten Jahre seines Lebens, über die ein durchsichtiges Kind bestimmen würde, erwog Sándor für einen winzigen Augenblick die Möglichkeit, den Jungen von der Brust seiner schlafenden Frau zu heben, ihm im Badezimmer die kleine Nase und den Mund zuzuhalten und ihn anschließend wieder auf Márias Brust zu betten. So würde er weiter seinem gewohnten Leben nachgehen können, das er im Großen wie im Kleinen, im gemächlichen Lauf der Jahre wie im verschachtelten Dahineilen des Alltags darauf ausgelegt hatte, alte Traditionen zu wahren und neue zu schaffen. Schon als Kind hatte er es kaum erwarten können, später einmal mit derselben Feierlichkeit wie sein Vater den Geschäften des Alltags nachzugehen –

Den dunkelgrünen Siegelring in das rote Wachs zu drücken. Verträge zu unterzeichnen. Geschäftspartner zu empfangen. Die Taschenuhr aus der Weste zu ziehen. Das Weinglas zum Mund zu führen.

Nach dessen Vorbild folgte das Leben des Barons einer strengen Routine. Er stand bei Sonnenaufgang auf, schob die nadelgrünen Vorhänge zur Seite, um auch seine Frau

zu wecken (denn er konnte Langschläferei nicht ausstehen), ging ins Badezimmer, um sich die Wangen, das Kinn und den Hals zu rasieren, strich sich den Schnurrbart mit Olivenöl ein und kleidete sich dann vor den verquollenen Augen Márias an, um ihr zu demonstrieren, wie tüchtig, gepflegt und überlegen er war. Anschließend begab er sich in den Speisesaal, um die Zeitung zu lesen.

Mária verließ das Bett erst, wenn die Schritte ihres Mannes im Flur verhallten. Im Bad griff auch sie zum Rasiermesser, dessen Griff noch warm war, um sich mit den präzisen Bewegungen jahrelanger Übung an der weichen, porzellanweißen Unterseite ihrer Arme feine Schnitte zuzufügen, die so schmal waren, dass kaum Blut floss und sich die Wunden innerhalb eines Tages wieder schlossen. Zurück blieb ein fast unsichtbares Muster aus fadendünnen, rosigen Narben, das außer Pál nie jemandem aufgefallen war.

Der junge Knecht hatte es bemerkt, als er der Baronin an einem ungewöhnlich warmen Frühlingsschmiedtag auf ihren Schimmel geholfen und ihr die Zügel gereicht hatte. Dabei war der Ärmel von Márias Bluse hinaufgerutscht und hatte ihren Unterarm freigelegt. In den wasserblauen Augen Páls hatte sie sofort erkannt, dass er die Narben gesehen hatte, ja für einen Moment hatte er mit seiner groben Hand sogar nach ihrem Unterarm greifen wollen, dann aber nur gefragt: «Wieso tun Sie das, geehrte Frau Baronin?»

Mária hatte den Jungen mitfühlend angeschaut, ganz so, als wäre er derjenige mit den vernarbten Armen, und dann geantwortet: «Damit ich weiß, dass ich noch lebe.»

Als Pál der Baronin am Abend aus dem Sattel geholfen

hatte, war er ebenso traurig gewesen wie drei Stunden zuvor. Mária war es vorgekommen, als würde sie ihn zum ersten Mal richtig sehen. Sie hatte ihm ein zartes Lächeln geschenkt, und er war rot geworden und hatte schnell den Sattel in den Stall getragen. Aber Mária war ihm gefolgt, hatte seine breiten Schultern bestaunt und sich wenige Schritte hinter ihm kaum hörbar geräuspert.

Neun Monate später kam Lajos zur Welt.

Als der Baron den Jungen musterte und seiner Frau die Frage stellte, vor der sie sich so lange gefürchtet hatte, vergingen zweieinhalb Jahre. Anders als erwartet, hatte die Angst mit den Wochen, Monaten und Jahren, die seit der Geburt verstrichen waren, nicht nachgelassen, sondern zugenommen, denn die Frage würde kommen, das war gewiss, und mit jeder Minute wuchs die Lüge, trieb ihr Wurzelnetz tiefer in den Boden, spannte ihr Blätterdach weiter und weiter, bis es irgendwann ihre Familie, das Waldschloss und ihr ganzes Leben überschatten würde.

Aber Mária ließ sich von ihrer Angst und der wuchern- den Lüge nicht unterkriegen, im Gegenteil, sie beschloss, sich ihr zu stellen, ihre Sinne zu schärfen für den Tag, an dem die über allem schwebende Frage die Lüge aufzude- cken drohte.

Dafür musste Mária das Lügen lernen. Ihre Mutter war eine strenggläubige Christin, die nur Grau trug und täg- lich drei Stunden in der Bibel las – eine vor dem Frühstück, eine vor dem Mittagessen und eine letzte vor dem Abend- mahl. In ihrem ganzen Leben war nicht eine Lüge über ihre dünnen, hellrosa Lippen gekommen, und nach diesem Maßstab hatte sie auch ihre sechs Kinder erzogen. Logen sie doch einmal und wurden dabei erwischt, mussten sie hundertmal das Vaterunser schreiben, mit der linken Hand

und der ältesten Feder, ohne dass ein einziger Buchstabe verwischte.

Deshalb ist es umso erstaunlicher, mit welcher Schnelligkeit, Konsequenz und Raffinesse Mária das Handwerk zu beherrschen lernte. Dabei war die Methode, mit der sie übte, so einfach wie erfolgreich: Sie log, wann immer sie konnte. Jede Frage, die ihr gestellt wurde, beantwortete sie falsch, selbst wenn sie so banal war wie jene, ob sie zum Abendessen Paprikahühnchen oder Wild bevorzuge. Und mit jeder Lüge, die ihren Mund verließ, streifte sie ein Stück ihres kindlichen Ichs ab, ließ sie einen Teil jenes Vaterunser schreibenden Mädchens zurück und gewann dagegen an Selbstvertrauen, Gerissenheit und Schalk, so dass ihr, als Sándor endlich die Frage stellte, vor der sie sich so lange gefürchtet hatte, schlagartig bewusst wurde, dass ihre Angst völlig unbegründet gewesen war, denn zu lügen fiel ihr mittlerweile leichter, als die Wahrheit zu sagen.

Zu der Frage kam es so: Familie von Lázár saß um den Esstisch und aß Gulaschsuppe. Mária gab eine als Wahrheit ausgegebene Fantasiegeschichte zum Besten, und die anderen hörten schweigend und mit den Gedanken anderswo zu. Sándor dachte gerade darüber nach, wo die Liebe hinging, wenn sie verschwand, als sein Sohn ihm plötzlich ein Stück Rindfleisch gegen die Brust schleuderte. Der Baron blickte ungläubig auf, sah seinen Sohn im Kinderstuhl sitzen und wusste für einen Augenblick nicht, wer dieser junge Mensch war.

Er saß dort, das schneeweiße Hemd mit rotbrauner Sauce bespritzt, an der Stelle des Herzens das Stück Rindfleisch, und konnte nicht sagen, wer dieses Kind war. Zwar wusste der Baron, dass es für sein Leben von Bedeutung war, aber

weshalb, fiel ihm nicht ein. So, jeder voreingenommenen Betrachtung enthoben, sah er Lajos zum ersten Mal, wie er wirklich war: blondhaarig, blauäugig, quallenhäutig.

Da fiel es ihm wieder ein: Das sollte sein Sohn sein. Dabei glich er ihm kein bisschen.

«Bist du dir sicher, dass das Kind von mir ist?», fragte er spaßeshalber und gleichzeitig erkennend, dass er sich vor der Antwort fürchtete.

Doch Mária, die diese Szene in ihrem Kopf schon tausendmal durchgespielt hatte, sagte beiläufig: «Aber natürlich, mein Lieber. Wieso würde er sonst Hayo dem Ersten so ähnlich sehen?»

Die Antwort war riskant, denn es gab weder ein Porträt noch eine Beschreibung von diesem Urvater des Lázár'schen Geschlechts, der als Vierzehnjähriger mit nichts als einem blauschwarzen Raben auf der Schulter und etwas hartem Brot im Beutel der Donau folgend nach Budapest gekommen war, sich zum Goldschmied hatte ausbilden lassen, in der Belagerung von Szigetvár gekämpft, die Schlacht dank seiner außerordentlichen Feigheit überlebt und anschließend, um seiner angeborenen Einsamkeit etwas entgegenzusetzen, sechzehn Kinder gezeugt hatte.

Aber das machte nichts, denn sobald Mária dies gesagt hatte, malte sich der Baron sein eigenes Porträt, ganz nach Lajos' Vorbild. Und seine Freude darüber, dass sein Sohn dem berühmten Hayo glich, war so groß, dass er ganz vergaß, dem Kind eine Ohrfeige zu verpassen.

Anfangs dachte Mária, die Frage würde wiederkehren – doch sie blieb aus. Manchmal hatte Sándor zwar das unterschwellige Gefühl, die wasserblauen Augen oder das stroh-